

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 6

Artikel: Krüppel, Generäle und eine Frau
Autor: Bohny, Mary
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

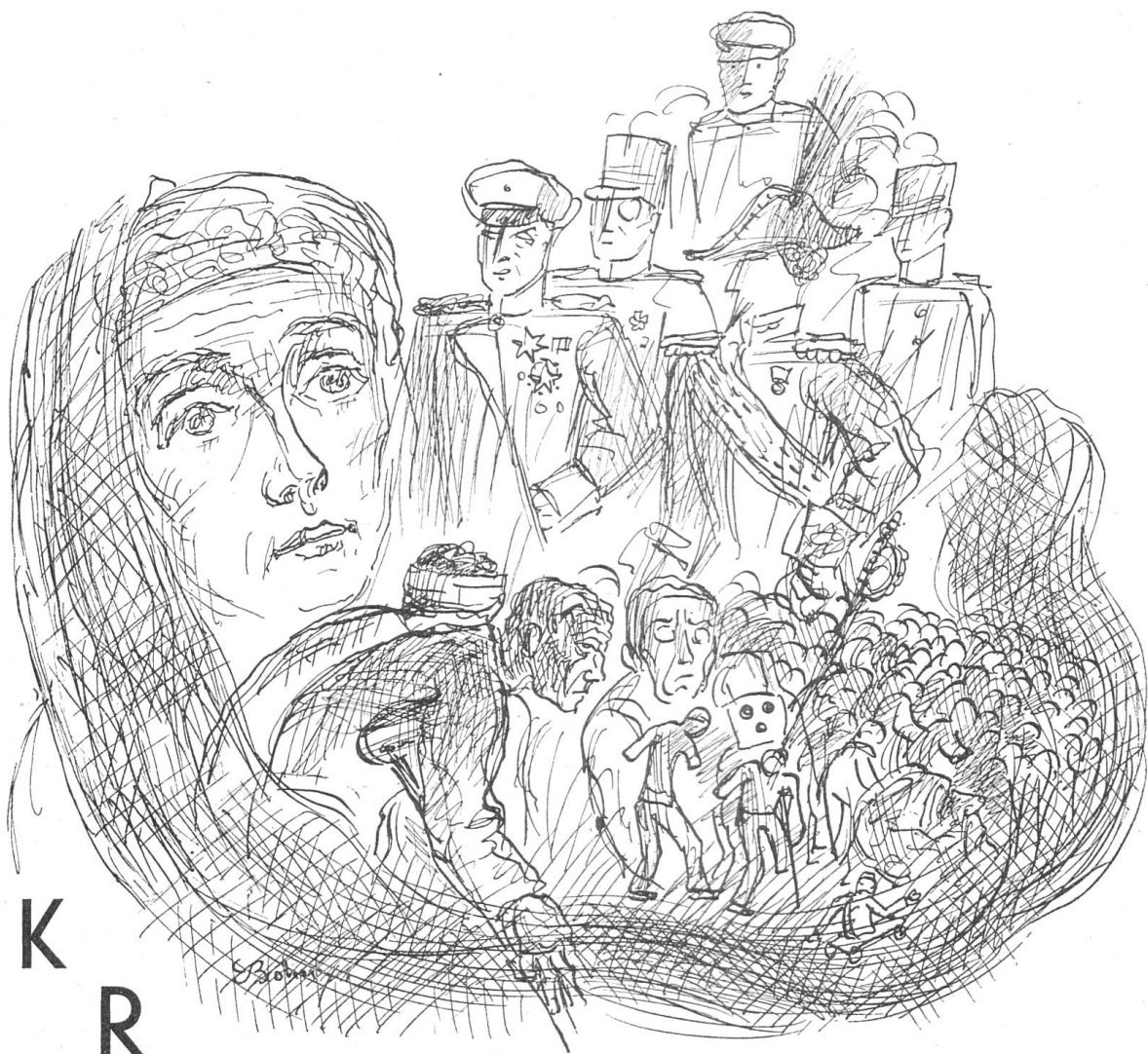
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



K R ÜPPEL, GENERÄLE UND EINE FRAU

Von Mary Bohny

Mit einer Illustration von E. Bohny

Ich war ein kleines Mädchen, als mich meine Mutter frug, was ich mir zum Geburtstag wünsche. Ganz spontan antwortete ich: «Ich wünsche mir, dass mich alle Menschen lieb haben.» «Das kann ich dir nicht geben, meine Mutterliebe besitztst du, aber die Liebe der

Die Gattin des ehemaligen Rotkreuz-Chefarztes, Oberst Bohny, erzählt ihre Erinnerungen aus dem Weltkrieg.

Menschen musst du dir erwerben, nur wenn du selber viel Liebe gibst, wirst du Liebe finden!» erwiderte mir die Mutter.

Nie habe ich mehr erfahren, was Liebe bedeutet, als während dem Kriege, nie mehr Liebe geben dürfen und empfangen als in jener Zeit, und die Worte meiner Mutter aus der Kindheit kamen mir manchmal in den Sinn.

Um Politik kümmerte ich mich nie, ein Urteil masste ich mir nicht an; nur der tiefe Wunsch beseelte mich während des ganzen wahnsinnigen Krieges, die Völker möchten einen Weg finden, sich zu einigen, sich zu versöhnen; ich hatte Mitleid mit allen und habe es noch heute.

Beim Niederschreiben dieser Erinnerungen lebt noch einmal alles auf, und ich wünschte, ich könnte es der neuen Schweizer Generation, die nichts von all dem weiss, zurufen, welch schöne Rolle die neutrale Schweiz in diesem Weltkrieg spielte.

Wer nicht für uns ist, ist gegen uns

Die eine traurige Erfahrung habe ich während dem Kriege gemacht, dass die neutrale Einstellung als ein notwendiges Übel betrachtet, aber nicht geschätzt wurde.

Als ich einmal nach Frankfurt zu dem deutschen General de Graf kam, um ihm über meine Besuche in den Lagern zu berichten, erlaubte ich mir einige Anliegen der französischen Gefangenen anzubringen. Der General sah mich an und sagte: « Gnädige Frau scheinen mir aber sehr franzosenfreundlich zu sein! »

« Ja, Exzellenz, das bin ich », antwortete ich ihm, « aber in wenigen Tagen werde ich in Frankreich sein und deutsche Gefangene sehen; wenn ich dann

beim Gouverneur von Lyon, dem General Aebener, Reklamationen der Deutschen vorbringe, wird er ausrufen: « Mais, Madame, comme vous êtes germanophile! »

Mit einem Lächeln sagte mir General de Graf: « Sie sind eine kluge Frau. »

Ich quittierte ohne Überzeugung; aber den französischen Gefangenen wurden ihre kleinen Anliegen bewilligt.

Wir hatten anfangs August 1914 unsere Wohnung in Basel geschlossen und lebten in Bern in einem Hotel. Niemand dachte, dass dieser Krieg so lang dauern könne. Mein Mann hatte seine grosse ärztliche Praxis im Stiche gelassen und war dem Rufe des Vaterlandes mit freudigem Herzen gefolgt. Als wir allmählich merkten, dass von einem baldigen Ende keine Rede sei, dass die Engländer von mindestens drei Jahren sprachen, da verlangte es uns doch nach einer, wenn auch bescheidenen, Häuslichkeit; wir verliessen das Hotel und mieteten eine kleine möblierte Wohnung. Mein Mann musste mit einem bescheidenen Solde trotz seiner verantwortlichen Stellung rechnen; ich arbeitete selbstverständlich freiwillig und habe nie auch nur die geringste Vergütung für meine Arbeit angenommen.

Zur Pflege der Kranken und Verwundeten hatten wir Krankenschwestern zur Verfügung. 900 Schwestern unterstanden dem Rotkreuzchefarzt. Sie setzten sich aus verschiedenen Schulen zusammen und von allen Konfessionen. Die Diakonissenhäuser Riehen, Bern und St. Loup, Kloster Baldegg und Ingenbohl, Pflegerinnenschule Zürich, Lindenhof Bern, Rot Kreuz Fluntern und La Source in Lausanne stellten das Kontingent, sowie auch Schwestern vom Krankenpflegebund. Ausserdem wurden Samariterinnen und nichtdiplo-

mierte Schweizerinnen zugezogen. Die Undiplomierten fuhren unter dem Namen « Rotkreuzdamen » mit und trugen einen blauen Schleier und ein blaues Kleid, da das Pflegepersonal ohne Tracht nicht über die Grenze konnte. Jeder Wagen mit Schwerkranken hatte eine Schwester, dagegen wurden bei den Leichtverwundeten, die in den II. Klasswagen sitzen konnten, die Damen verwendet, und bei jedem Transport wechselte das Personal.

Ein Jahr nach Beginn des Austausches hatte sich Frankreich und England mit Deutschland dahin geeinigt, Gefangene, die krank oder leidend waren, in der Schweiz zu internieren. Da konnten sie Heilung finden, ohne dass die kriegführenden Staaten befürchten mussten, dass die Leute wieder an der Front Verwendung fänden. Unser Bundesrat ging mit Freuden auf die Verhandlungen ein, und die vielen leerstehenden Hotels in unserer Schweiz waren sehr geeignet, eine grosse Anzahl solcher Internierter aufzunehmen. Die darniederliegende Fremdenindustrie fand in dieser Internierung ein kleines Äquivalent, und mancher Hotelier konnte sich erholen durch die Zuteilung von Internierten. Die Schweizer Kommissionen wurden in die Gefangenenlager geschickt, und Tausende von kranken Gefangenen haben in der Schweiz ihre Gesundheit wieder erlangt, manchen aber auch erteilte der Tod in unserm Land, aber er konnte doch in letzter Stunde seine Angehörigen um sich sehen. Unsere Ärzte wirkten da auch viel Gutes und retteten manches Menschenleben.

Rotkreuz-Diplomatie

Die Züge der Internierten kamen zuerst nach Bern, von wo aus die Vertei-

lung in die verschiedenen Kantone der Schweiz stattfand. Die Züge trafen immer in der Nacht ein. Da sich das Rote Kreuz auch um die Zwischenverpflegung in Bern kümmerte, waren wir wochenlang Nacht um Nacht auf dem Bahnhof und kamen erst morgens 5 Uhr heim. Oft waren zu gleicher Zeit auf gegenüberstehenden Geleisen französische und deutsche Gefangene, und man musste auch da immer dafür sorgen, dass keine Reibereien entstanden; aber zur Ehre der Gefangenen sei es gesagt, dass nie etwas Unangenehmes passierte. Peinlich war es nur manchmal, dass sich deutsche und französische Angehörige oder Mitglieder der Gesandtschaften auf dem Perron zusammenfanden und sich mit gehässigen Gesichtern ansahen.

Wir verkehrten gesellschaftlich in allen Gesandtschaften und Legationen und wurden überall liebenswürdig empfangen. Es gehörte aber eine grosse Diplomatie dazu, in den sich feindlich gegenüberstehenden Gesellschaften den rechten Ton zu finden. Mit jedem Worte musste man vorsichtig sein, nie etwas von einem Hause zum andern tragen, und selbst in Berner Familien sondierten wir, wem ihre Sympathien galten, damit man nicht verletzte. Es ist uns gelungen, bis zum Ende unseres Aufenthaltes in Bern, uns die Freundschaften in den Diplomaten-, sowie in den Schweizer Kreisen zu erhalten.

Wie unendlich viele Gesuche und Bitten um Internierung von Gatten und Söhnen sind an das Rote Kreuz gelangt! Man hielt den Rotkreuzchefarzt für allmächtig und glaubte, er könne auf die Regierungen einen Druck ausüben. Das Wartzimmer des Rotkreuzchefarztes in Bern war immer voll von Bittstellern

respektive von Bittstellerinnen, und da sassen oft deutsche und französische Frauen zusammen mit dem gleichen Wunsch im Herzen.

Die Tätigkeit in den Gefangenen- und Austauschzügen selbst war natürlich die Hauptsache. Daneben aber mussten wir gerade im Interesse der Sache viele gesellschaftliche Beziehungen pflegen, mit denjenigen, welche während des Krieges die Macht in den Händen hatten; denn in gesellschaftlichem Rahmen liess sich so vieles erreichen, was auf offiziellem Wege nicht möglich gewesen wäre.

In Bern weilte das Ensemble der Comédie Française von Paris. Als nun auch wieder ein Verwundetenzug von Franzosen Bern passierte und den üblichen Halt machte, kam der französische Botschafter ganz aufgeregt zu meinem Mann auf den Perron und sagte ihm, die Mitglieder der Comédie Française hätten zum Empfang ihrer Landsleute in den Bahnhof wollen, der Schweizer Posten liesse sie nicht passieren, weil sie keine Karten hätten. Nun solle man denken, « Comédie Française », die überall unbeschränkten Zutritt hätten!

Mein Mann drückte sein Bedauern aus, eilte in eigener Person zum Eingang und holte in seiner anerkannt liebenswürdigen Weise die Herren und Damen auf den Perron. Dann kam aber das Nachspiel. Mein Mann wusste seinen beau geste auszunützen! Schon bei seiner Anwesenheit in Berlin hatte ihn Reinhardt, der Leiter des deutschen Theaters, aufgesucht und beschworen, er möge die Auslieferung oder Internierung des berühmten Schauspielers Moissi veranlassen. Moissi sei krank; aber alle Schritte der deutschen Behörde, ihn aus der Gefangenschaft zu

bekommen, seien ohne Erfolg geblieben. Mein Mann versprach, sich für ihn zu interessieren und hatte auch an massgebender französischer Stelle mit seinen Bemühungen eingesetzt, aber vorläufig ohne Resultat. Nun kam ihm die Comédie Française gerade recht. Die Mitglieder der Comédie Française erreichten dann durch ihre Beziehungen wirklich, dass Moissi in die Schweiz interniert wurde. Er wurde uns in Lyon gebracht und mit ihm noch ein deutsches Kind aus dem Rheinland, dessen Eltern gestorben waren und das zu seinen Grosseltern in Köln gebracht werden sollte. Als wir Moissi empfingen, war er in einem Taumel von Glückseligkeit. Wir mussten ihm immer wieder versichern, dass er wirklich jetzt frei sei und mit uns in die Schweiz könne. Er umarmte uns, er lachte, er weinte, er war wie ein Kind an Weihnachten, so selig, so voller Wonne. Es wurde eine interessante Fahrt durch Frankreich, und wenn hie und da an den Stationen auch gerufen wurde: « Regardez ce Boche! » das störte ihn nicht in seiner Freude. Er erzählte uns seine Flucht aus der Gefangenschaft in Südfrankreich, die ihn fast die Internierung gekostet hätte. Er flüchtete bei Nacht, wurde aber wegen seiner deutschen Uniform bald verfolgt, und es begann eine Jagd wie mit Hunden nach dem Wild. Eine Bäuerin gab dem Abgehetzten zu trinken, er versteckte sich ins Heu, litt fürchterlichen Hunger, mehrmals wurde auf ihn geschossen, schliesslich ergab er sich und wurde in die Gefangenschaft zurückgebracht.

Wie mancher Austausch und manche Internierung ist durch unsere Vermittlung gelungen! Aber diese Verhandlungen spielten sich meistens hinter den

Kulissen ab. Eine Frau kann manchmal etwas erreichen, was dem Manne nicht möglich ist, da sich die Frau nicht immer an Gesetze und Regeln hält, wie es der Mann muss, und bisweilen durch Schlaueheit, durch Liebenswürdigkeit, durch einen Trick, oder dass sie jemanden durch Gefälligkeit verpflichtet, zu ihrem Ziele kommen kann. Aber darüber reden darf sie nie, sie muss es verstehen, zu schweigen, sich nicht etwa ihres Erfolges brüsten und darf sich nur im innern Herzen freuen, dass ihr etwas Gutes gelungen ist.

In unserm einfachen Milieu verkehrten Prominente, Fürst Hohenlohe lud sich bei uns zu einem improvisierten Abendessen ein, Damen der verschiedenen Gesandtschaften kamen zum Tee, der französische Botschafter suchte uns zu traulichem Zusammensein auf, ein österreichischer Admiral beanspruchte unsere Gastfreundschaft.

Manchmal hatten meine Bemühungen, mich mit den einflussreichen Persönlichkeiten gutzustellen, unbeabsichtigterweise nicht den gewünschten Erfolg.

Der einflussreiche General Friedrich mit Stab lud sich zu uns zum Nachtmahl ein und bestellte sich das in Deutschland nicht mehr erhältliche Nationalessen Sauerkraut mit Rippli und Knöchli. Dabei passierte eine zwar lustige, aber mir peinliche Episode. Einer der Herren konnte nötiger Arbeit wegen im letzten Augenblick nicht mitkommen. Als nach vollendeter Mahlzeit noch ein schönes Knöchli auf der Platte lag, meinte der General, das liebe sein Major (eben der, der verhindert war mitzuspeisen) so sehr, ob er es ihm nicht mitnehmen dürfe. Ich sagte der Aufwärterin, sie möge das Knöchli für den Herrn General einpacken.

Sie brachte dann auch das Päckchen, schön mit einem roten Bändchen gebunden, und der General nahm es mit. Aber o Schrecken, als die Gäste fort waren und ich aufräumte, sah ich, dass besagter Schweinsfuss noch da war, und als ich die Servierfrau frug, gestand sie mir, die abgenagten Knochen eingepackt zu haben, sie sei der Meinung gewesen, es handle sich um ein « B'halt's » und sei für den Hund des Gastes. Was sich der Major dabei gedacht hat, konnte ich nicht erfahren; aber seine Freundschaft hatte ich verscherzt.

Unser Grundsatz war, sich überall nach Möglichkeit anzupassen, denn wir wussten, nur so konnten wir erfolgreich wirken. Diese Politik fand aber nicht überall Verständnis.

Männerstolz vor Königsthronen

Als mein Mann als Leiter einer Kommission von 20 Schweizer Ärzten in die Lager nach Norddeutschland geschickt wurde, um Franzosen auszulesen, wollte die deutsche Kaiserin in Berlin die Schweizer Herren sehen. Den Tag vor dem Empfang kam der Zeremonienmeister zu meinem Mann und bat ihn, ihm über jeden der Ärzte etwas zu sagen, wie sie hiessen, wo sie her seien, wer Spezialist sei. Die Ärzte dagegen frugen meinen Mann, wie man sich bei der Kaiserin zu benehmen habe. Er sagte, man müsse der Kaiserin die Hand küssen, ungefragt nicht reden. Alle erklärten, ein Schweizer küsse keine Hand, das machten sie niemals, auch einer deutschen Kaiserin gegenüber nicht. Mein Mann zuckte die Schultern und meinte, er passe sich den Sitten eines Landes an und finde es nichts Entwürdigendes, einer alten Dame,

sei es die Kaiserin oder eine andere, die Hand zu küssen. Als dann der Empfang stattfand, mein Mann als Erster von der Kaiserin angesprochen wurde und die Hand küsste, taten es ihm alle Herren gleich, bis auf einen biedereren Berner Landarzt, der die Hand der Kaiserin schüttelte und von ihr ganz erstaunt, aber lächelnd angesehen wurde. Die Kaiserin wusste bei Nennung des Namens jedem Arzte zu sagen, wo er praktiziere, sprach über seine Heimat, und man musste nur das gute Gedächtnis bewundern.

Der Hass der feindlichen Nationen erschwerte unsere Tätigkeit oft sehr stark. Insbesondere Frankreich war selten bereit, in Zweifelsfällen Gnade für Recht ergehen zu lassen. « Pas de faveurs », hiess die Devise.

Wie sehr die französische Regierung ein Feind aller faveurs für ihre eigenen Leute war, habe ich auf traurige Art erfahren müssen. Eines Tages kam ein internierter Franzose zu uns aufs Bureau und bat flehentlich, wir möchten ihm doch zu einem Urlaub nach Frankreich verhelfen. Seine Mutter sei schwer krank, könne jeden Tag sterben und möchte ihn noch einmal sehen. Er gäbe sein Ehrenwort, zur vorgeschriebenen Stunde wieder in die Schweiz zurückzukehren. Mein Mann erklärte ihm, dass die deutsche Regierung diese Erlaubnis geben müsse, er wolle anfragen, könne ihm aber nichts versprechen. Mich dauerte der arme Mensch sehr; ich versetzte mich an die Stelle seiner Mutter, und ich fasste den Entschluss mein Heil zu probieren. Gerade hatte ich einen Zug nach Konstanz zu begleiten, und dort frug ich den Prinzen Max von Baden, was zu machen sei.

Prinz Max, sofort gewonnen, erklärte, man telegraphiere an den deutschen Kaiser und bitte ihn um den Urlaub. Er führte seinen Vorschlag sofort aus, und vom Kaiser Wilhelm kam die telegraphische Antwort: « Urlaub für 8 Tage gewährt. »

Glückstrahlend kam ich mit meiner Botschaft nach Bern und berichtete dem betreffenden Internierten. Aber was geschah? Die französische Regierung erklärte, sie erlaube dem Franzosen nicht nach Frankreich zu gehen, sie nehme keine « faveurs » von Deutschland an. Die Mutter starb, ohne den Sohn gesehen zu haben.

In andern Fällen gelang es mir, zwischen Mutter und Sohn ein Wiedersehen zu erreichen, so einmal in Thalwil bei einem Italienertransport aus Österreich. Ein altes Mütterchen kam dort an den Zug und frug uns, ob wir nicht etwas von ihrem Sohn erfahren könnten, der in Österreich gefangen sei, sie habe gar keine Nachricht mehr von ihm. Sie dauerte uns, und ich sagte der Alten, sie solle mit mir den Zug durchschreiten, vielleicht wisse ein Kamerad etwas vom Sohne. Sie geht mit mir durch den ersten Wagen, plötzlich ein Aufschrei: « Madre, madre! » « Giovanni, Giovanni! » und in den Armen liegen sich Mutter und Sohn, weinen und lachen, wissen sich vor Freude nicht zu fassen. Wir waren ganz erschüttert bei dem Anblick, und Tränen der Rührung stahlen sich in unsere Augen. Wie gerne hätten wir den Soha der Mutter gelassen, die in der Schweiz wohnte; aber das ging nicht an, wir mussten ihn in Italien abliefern. Die Trennung war hart; aber die Mutter wusste, ihr Sohn geht in die Heimat und

der Gesundheit in der Wärme des Südens entgegen; er war ihr doch wiederge-schenkt.

Viele Fälle, die den Hass zwischen den Nationen schürten, konnten wir aufklären. So wurde meinem Mann von französischer Seite geklagt, dass in Metz ein französischer Offizier zurückbehalten wurde, der zum Austausch berechtigt sei; alle Bemühungen seien umsonst, die Deutschen liessen ihn nicht fort. Mein Mann reiste nach Metz. Als er den viel Umstrittenen aufsuchte, fand er einen fröhlichen, fast geheilten Offizier, der aber erklärte, er wolle nicht fort, er sei hier gut aufgehoben. Als mein Mann dann die hübsche Schwester sah, die den Verwundeten pflegte, wurde ihm alles klar. Der Franzose war sterblich in die Schwester verliebt und wollte sich nicht trennen und fand immer neue Ausflüchte, um nicht für geheilt erklärt zu werden und bleiben zu können.

Umgekehrt klagten die Deutschen, einer ihrer Offiziere würde in Lyon zurückbehalten, dürfe nicht aus dem Zimmer, müsse sich unter dem Dach im heissesten Raum aufhalten. Mein Mann wollte da Remedur schaffen, und beim nächsten Aufenthalt in Lyon erbat er sich die Erlaubnis, den deutschen Offizier zu sehen. Wie verhielt es sich nun da? Der Betreffende hatte eine schwere Gesichtsverletzung, und da in Lyon ein ausgezeichneter Spezialist war, sandte man den Verletzten dorthin zur Behandlung. Ganz wunderbar hatte der Arzt das Gesicht zusammengeflickt, mit Silberdraht Knöchelchen verbunden, kurzum ein Wunder ärztlicher Technik fertig gebracht. Er wollte seinen Patienten nicht aus den Händen geben, bis er vollständig hergestellt war.

Nur Zivilisten

Eine der betrüblichsten Erscheinungen im Krieg ist die Missachtung aller derjenigen, die keine Uniform tragen. Für den Krieger gilt alles, « Ehre, Bequemlichkeit, glänzender Empfang », um den armen Zivilisten bemüht sich niemand gern, und es ist deshalb der Schweizer Bevölkerung hoch anzurechnen, dass sie sich wenigstens der Hunderttausenden von Flüchtlingen, die als Evakuierte durch unser Land kamen, so aufopfernd angenommen hat. Schaffhausen, Zürich, Basel, Buchs, Genf haben sich da unvergänglichen Ruhm erworben. Auch unsere Rotkreuzzüge fanden im Dienste der Evakuierten Verwendung.

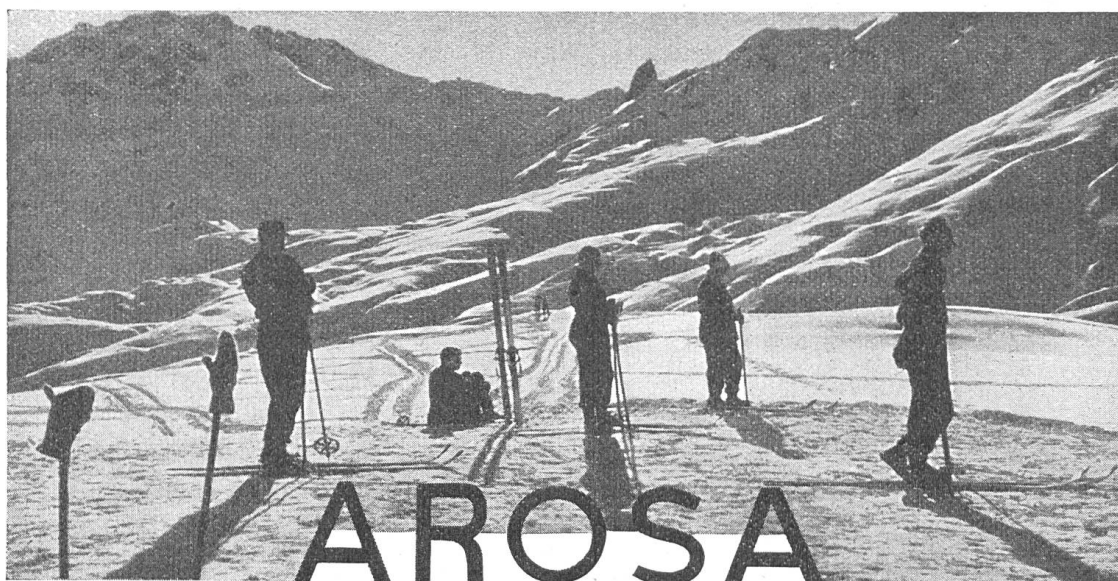
In den Schweizer Städten, wie Schaffhausen, Basel, Zürich, Genf, wo die Zweigvereine des Roten Kreuzes bei der Verpflegung und Labung der Evakuierten mithalfen, begab sich der Rotkreuz-Chefarzt mehrmals zur Inspektion an diese Orte, und auch mir war es vergönnt, meinen Mann zu begleiten und Gaben vom Roten Kreuz aus dort zu verteilen und so Zeuge von mancher Heimschaffung der ihrer Heimat beraubten Menschen zu sein. So waren wir eines Tages in Schaffhausen beim Empfang von etwa 300 Evakuierten, Frauen, Mädchen, Kindern. An langen Tischen wurde ihnen vor ihrer Abreise ein kräftiges Nachtessen serviert. Ich ging die Reihen entlang und sah, wie es den Leuten schmeckte. Eine Frau war in Tränen aufgelöst und rief immer: « Ach, ein Tischtuch, weisse Teller, das habe ich seit Monaten nicht mehr gesehen! »

Es bewegte sie das mehr als alles Elend.

Ein junges Geschöpf sass da, hübsch, aber sehr traurig, und das Essen wollte ihr nicht munden. Ich ging zu ihm und frug liebevoll auf französisch, was sie so traurig mache, sie gehe jetzt doch in ihre Heimat, sehe Frankreich wieder! Weinend sagte sie: «Ich verstehe ja gar kein Französisch!»

Dann erzählte sie mir in urchigem Elsässerisch, sie sei 19 Jahre alt, vier Monate verheiratet gewesen, da sei der Krieg ausgebrochen und ihr Mann als spionageverdächtig fusiliert worden; sie habe man in einem Lager interniert, Eltern und Verwandte besitze sie keine mehr. Sie möge nicht nach Frankreich, sie kenne dort keinen Menschen, verstehe die Sprache nicht, wenn sie doch nur in der Schweiz bleiben dürfte! Sie dauerte mich ungemein, und ich zerbrach

mir den Kopf, wie da zu helfen sei. Ich wandte mich an Herrn von Moser, den bekannten Grossindustriellen, einem lebenswürdigen Schaffhauser, der in der Kommission für die Evakuierten schon viel Gutes getan hatte. Ich schilderte ihm den Fall in krassen Farben und hoffte, er fände einen Ausweg, die Betreffende in der Schweiz unterzubringen. Zu meiner freudigen Überraschung erklärte er, man könne dieses junge Geschöpf nicht in ein für sie fremdes Land schicken und sie ihrem Schicksal überlassen. Er wolle die Elsässerin seiner Frau bringen, sie solle sie aufnehmen. Gesagt, getan! Schleunigst holten wir das ärmliche Gepäck aus dem Zuge, die junge Frau bestieg glückstrahlend das Auto mit Herrn von Moser, und sie fuhren davon. Wir hörten dann noch öfters von ihr; sie wurde wie ein



Phot. Brandt, Arosa

Spricht nicht die Höchstfrequenz vom 27. März 1932 mit über 4000 gleichzeitig anwesenden Gästen am anschaulichsten für die schneesicheren, sporttüchtigen und gesellschaftlich belebten März- und Aprilmonate in Arosa? Zudem ist in diesen 4 führenden Aroser Sporthotels von Märzbeginn an schon für Fr. 17.— volle Pension erhältlich.

AROSA-KULM
GRAND HOTEL TSCHUGGEN

EXCELSIOR
HOF-MARAN

Wichtig

beim Abschluss einer Versicherung ist nicht allein die billige Prämie, sondern vor allem der weitgehende Versicherungsschutz und die Sicherheit der Gesellschaft

Waadtländische Versicherung auf Gegenseitigkeit Lausanne

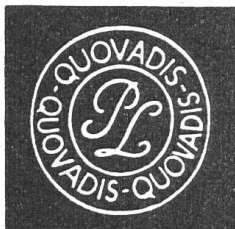
*Vorzüglich bewährte
Klanghart-gelatinierete*

**SCHREIB-
MASCHINEN
PAPIERE**

*mit Typen schonender
milder Oberfläche*

LANDQUART
Extra Strong

WASSERZEICHENBILDER



SCHWEIZER-FABRIKAT

Grisen Mills

ESPERANTO
DURCHSCHLAG-PAPIER

Kind des Hauses gehalten, lernte Sprachen und heiratete nach einigen Jahren einen gutsituierten Schweizer.

Mit der Zeit hatte ich auch Gelegenheit, die Gefangenenlager zu besuchen. Es war dies wenigen Frauen gestattet, und um so mehr wusste ich dieses Entgegenkommen der Behörden zu schätzen.

Im allgemeinen fiel mir in Deutschland und Frankreich ein Unterschied auf: Im erstern Lande waren die Unteroffiziere vielmals mit den Gefangenen schroff, dagegen die Offiziere von ausgesuchter Höflichkeit und sehr gerecht und korrekt. Im andern Lande waren die Unteroffiziere meistens nett mit den Gefangenen, die Offiziere aber unfreundlich und unnahbar.

Furchtbar war das Elend, welches die Not des Krieges in den Zentralmächten auslöste. Im Hinterland machten die Menschen eine Hungersnot durch, wie man sie eigentlich nur aus alten Zeiten her kennt, oder im fernen Osten. Wohl war während dem Krieg auch bei uns das Brot rar, aber immerhin litt man keine Not, und man konnte auskommen; aber in Deutschland und Österreich haben wir Beispiele von Entbehrung und Hunger gesehen, die jeder Beschreibung spotten.

Der letzte Habsburger

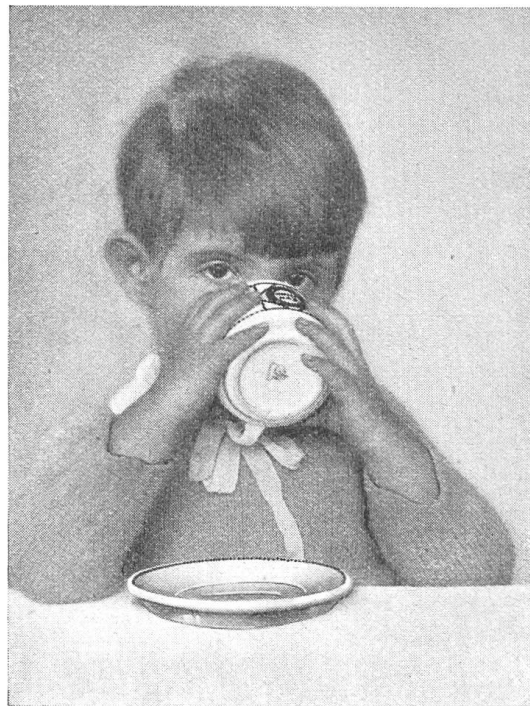
Ein interessantes Erlebnis aus dieser Zeit bildet unser Besuch beim österreichischen Kaiserpaar. Kaiser Karl und seine Gemahlin Zita wollten uns sehen und liessen uns wissen, dass sie uns in Reichenau in ihrer Villa empfangen würden. Graf Spiegelberg begleitete uns, zugleich fuhren auch zwei Minister zu wichtiger Audienz dorthin. Von Wien fuhren wir über St. Pölten nach der Station Payersbach, wo das kaiserliche Auto auf uns

wartete und uns nach der Villa Wartholz, dem Sommeraufenthalt der kaiserlichen Familie, führte.

Kaiser Karl und die Kaiserin Zita empfingen uns in ihrem Salon alias Wohnzimmer; wir blieben mit ihnen allein. Mein Mann sass neben dem Kaiser, ich neben der Kaiserin. Beide waren sehr feundlich und ungemein natürlich und einfach in ihrem Auftreten.

Die Unterhaltung des Kaisers mit meinem Manne war sehr interessant, ja, für den damaligen Zeitpunkt geradezu sensationell. Jahrelang haben wir darüber Stillschweigen beobachtet, und doch ist in uns später manchmal der Gedanke aufgetaucht, ob nicht eine Absicht dabei war, ob nicht der Kaiser glaubte, mein Mann vermöchte das Gehörte zugunsten Österreichs verwenden. Der Kaiser meinte, sie könnten nicht mehr lang aushalten und an ein Gewinnen des Krieges sei gar nicht mehr zu denken. Es fehle an allem, und besonders an Menschen. Er habe seinem Verbündeten den Vorschlag gemacht, er solle Elsass-Lothringen den Franzosen abtreten, das bedeute den Frieden. Er sei gern geneigt, einen grossen Teil seines Landes den Italienern zu überlassen, um den Frieden zu erreichen, nur Triest könne er nicht hergeben, der Hafen sei eine Lebensfrage für Österreich. Sein Verbündeter wolle aber nicht hören, wolle nichts abtreten, und so ginge man einem sichern Verderben entgegen.

Mein Mann war sehr zurückhaltend mit seinen Antworten, obgleich er den Eindruck hatte, der Kaiser würde von ihm gern die Ansichten der Neutralen erfahren; er wies aber doch unter anderm darauf hin, dass Deutschland das Eingrei-



Kindern Kaffee geben?

Nein und nochmals nein, werden Sie sagen, das hat schon meine Mutter nie getan. Gewiss, aber warum? Nur wegen des im gewöhnlichen Bohnenkaffee enthaltenen Coffeins, auf das Kinder bekanntlich besonders stark reagieren. Kaffee Hag kann das zarte Nervensystem und das Herz des Kindes nicht erregen oder stören. Er ist coffeinfrei und vollkommen unschädlich. Bei Milch mit Hag gedeihen die Kinder. Auch wenn Sie reine Milch verschmähen, Milch mit Hag trinken sie mit Wonne.

Probieren auch Sie Kaffee Hag! Sie werden überrascht sein, wie herrlich er schmeckt und wie gut er allen bekommt. Aber verlangen Sie ausdrücklich den echten

KAFFEE HAG

den einzigen, der sich durch exquisite Qualität und 26 jährige Bewährung auszeichnet

Gegen

**Rheuma, Grippe,
Erkältungen, Magen-
und Darmleiden usw.**



ein elektrisches

**Therma
HEIZKISSEN**

**unerreicht in Qualität, billig
in Anschaffung und Betrieb**

**Achten Sie bei der Anschaffung darauf,
dass Ihnen ein Heizkissen „Therma“
verabreicht wird.**

**Erhältlich bei sämtlichen Elektrizitäts-
werken u. Elektro-Installationsfirmen**

Therma AG. Schwanden (Gl.)

Lachen!

Nummer für Nummer

Nebelspalter

**scheucht Sorgen und
Kummer.**

fen der Amerikaner erheblich unterschätze.

Der Kaiser stimmte sofort lebhaft zu mit den Worten: « Gerade das habe ich meinem Verbündeten auch gesagt, aber er will mir nicht glauben. »

Merkwürdigerweise brauchte Kaiser Karl nie das Wort « Kaiser Wilhelm », er sprach nur immer von « seinem Verbündeten ».

Lang lief das Gespräch noch in diesen Bahnen, und wir mussten staunen über den klaren, sichern Blick und das Urteil des Kaisers, der sich keiner Illusion hingab.

Die moderne Pest

Schon bei Beginn des Krieges hatte mein Mann bei der Armeesantität den Vorschlag gemacht, man solle alle Vorbereitungen für den Fall von Epidemien treffen. Man war jedoch bei der Leitung der Armeesantität der Meinung, bei den modernen hygienischen Verhältnissen und Vorsichtsmassregeln sei eine Epidemie vollständig ausgeschlossen, und jede Vorbereitung unterblieb.

Und dann kam im Sommer 1918 die erste Welle der Grippe. Man sprach zuerst von der spanischen Krankheit, man glaubte nicht an deren Verbreitung über die ganze Welt. Wie fürchterlich sie dann auch in unserm Lande wütete, und wie unvorbereitet unsere Militärsantität dabei war, das haben wir vom Roten Kreuz wohl am besten erfahren. Zum Unglück kam bei uns noch der Generalstreik dazu, der das Aufgebot vieler Truppenkörper bedingte und so der Ausbreitung der scheusslichen Krankheit allen Vorschub leistete. Von einer Stunde auf die andere wurde das Rote Kreuz derartig in Anspruch genommen, dass es trotz dem

Aufgebot aller Hilfskräfte nicht möglich war, allen Anforderungen nachzukommen. Die Stadt Bern hatte nicht mehr Räume genug, die kranken Soldaten unterzubringen, die Spitäler waren überfüllt, so wurde das Rote Kreuz beauftragt, den Sanitätszug zum Transport für unsere Soldaten herzurichten.

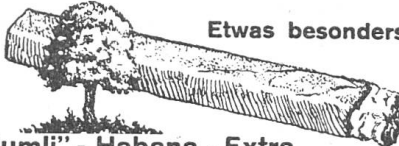
Ich arbeitete im Güterbahnhof in fliegender Eile, um den Zug fahrbereit zu machen. Zur Hilfe gab man mir Soldaten. Kaum hatten 10 Mann angefangen die Bahren aufzuhängen, als zwei umfielen, Schüttelfröste bekamen. Die Grippe war ausgebrochen. Ich richtete im Waschraum der Eisenbahner schnell am Boden zwei Betten her, legte die Leute darauf, kochte Lindenblütentee, machte Wickel, telefonierte nach der Stadt. Kein Arzt war zu finden, niemand, der mir die Leute geholt hätte. Bald waren es schon vier, die krank lagen. Ich pflegte so gut ich konnte, arbeitete dabei weiter, denn bis um 5 Uhr abends sollte der Zug im Berner Personenbahnhof zur Aufnahme von zirka 100 Kranken bereitstehen.

Da auch das Zugpersonal streikte, wurde die Maschine von einem sachkundigen Soldaten bedient. Da erschienen halbwüchsige Burschen, warfen nach uns mit Steinen und beschimpften uns in krasser Weise. Ein Stein traf den Soldaten auf der Lokomotive an die Schläfe, und ich musste dem blutüberströmten Manne zu Hilfe kommen. Nachdem ich die Wunde ausgewaschen und notdürftig verbunden hatte, schickte er sich an, den Zug langsam nach der Station zu leiten. Doch noch ehe wir den Bahnhof erreichten, sahen wir, dass das Geleise aufgerissen war und wir auf der Strecke halten mussten. Da man weitere Sabo-

Heilung von Nervenleiden

durch spezielle Behandlung, veränderte Lebensweise und Umgebung. Erfolgreiche Kuren in jeder Jahreszeit.
Bitte verlangen Sie kostenlos unsere Aufklärungsschriften 31 eg

KURANSTALT
Sennrüttli 900m hoch
DEGERSHEIM
F. Danzeisen-Grauer, Dr. med. v. Segesser.



Etwas besonders gutes

„Bäumli“ - Habana - Extra
10 Stumpen Fr. 1.50



Lachen!
Nummer für Nummer
Nebelspalter
scheucht Sorgen und
Kummer.

Für Diabetiker

ein neuer besserer Süßstoff

Hermesetas

Tabletten aus Kristall-Saccharin, ohne Natriumbicarbonat oder andere Zusätze. Süßen durchaus rein. Kein Neben- oder Nachgeschmack. Können mit Speisen gekocht werden. — In Blechdöschen mit 500 Tabletten zu Fr. 1.— in Apotheken und Drogerien. A.-G. „Hermes“, Zürich 2

tage befürchtete, gab man vorläufig den Plan auf, nicht zum Vorteil der unzähligen notdürftig untergebrachten Kranken.

Der Feind im eigenen Land

Der Generalstreik war zu Ende; aber die Grippe nahm ihren Fortgang, und das Rote Kreuz war Tag und Nacht am Werke. Kaum hatte man eine Schwester zur Pflege geschickt, kam der Bericht, sie sei krank, man solle für Ersatz sorgen. Sehr viele Rotkreuz-Soldaten und 69 -Schwestern sind die Opfer ihres Berufes geworden. Das Telephon läutete unaufhörlich, man hätte vier Hände haben sollen, um die Arbeit einer Person zu bewältigen. Aus dem Wallis kam der Notschrei, die Grippe wüte unter den Arbeitern, im Spital sei kein Platz, es mangle an Pflege und Medikamenten, das Rote Kreuz möge helfen. Da stand die Aluminiumfabrik in Chippis mit den grossen Sälen ohne Arbeiter. Das Rote Kreuz sandte einen Korporal und zwei Schwestern mit dem nötigen Material. Die Arbeiter wohnten meist in den umliegenden Dörfern, die Pflege der einzelnen in den zerstreuten Ortschaften war unmöglich. In der Fabrik wäre Platz gewesen, um ein Spital einzurichten; aber da waren keine Betten. Wie half das Rote Kreuz? Man nahm das grosse Lastauto der Fabrik, fuhr in den nächsten Ort, lud den grippekranken Arbeiter mitsamt seinem Bett auf das Auto und fuhr mit ihm in die Fabrik, wo man ihn im Saal placierte. So ging es weiter, bis man 200 Arbeiter auf diese Weise geholt hatte und vier Säle mit je 50 Kranken installiert waren. So wurde manches Menschenleben gerettet. In Bern mussten die kranken Soldaten disloziert werden. Jetzt konnte man

Züge fahren lassen, und ein Transport nach dem andern in die Umgegend Berns, in den Kanton Solothurn wurde ausgeführt. Da kamen offene Autos bei beissender Bise angefahren; kranke Kavalleristen in ihren schweren Reiterstiefeln stiegen schwankend aus und wurden von uns alsbald gebettet und gepflegt, so gut es ging. Schwestern zur Pflege waren nicht mehr zu bekommen, wir mussten uns behelfen so gut es ging, hierhin, dorthin zu trinken bringen, trösten, zureden.

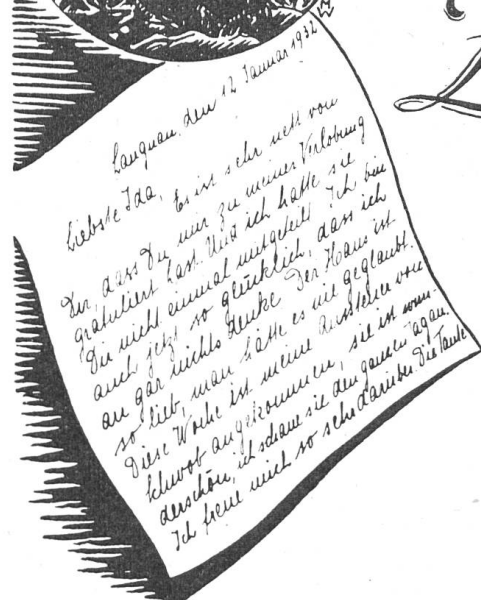
Zwei Arme schlangen sich um meinen Hals: « Schwester, ich will nicht sterben, ich bin noch so jung, Schwester, hilf mir! »

Das waren keine Opfer des Krieges, aber unsere Söhne, die doch im Dienste des Vaterlandes von der heimtückischen Krankheit befallen worden waren, die litten und denen unsere treueste Fürsorge und ganze Pflege galt. Wie herzerreissend war es, diese blühenden Menschen so schwer krank zu sehen! Da bekam einer eine Lungenblutung, dort ein anderer eine Ohnmacht, und mein Mann, der fast das Unmögliche möglich machte, war nicht imstande, allen diesen Schwerkranken zu helfen. Das waren die bittersten und traurigsten Transporte, die ich mitmachte, und wie mancher, dem ich auf der Fahrt beigestanden, schloss bald nachher die Augen für immer. Wieviel Jugendfülle, wieviel geistige Kraft und unerfüllte Hoffnungen wurden zu Grabe getragen! Ein grosses Trauern ging durch unser Land, und mancher ausser uns wird sich noch mit Grauen dieser Zeit erinnern.

Auch hier gelang es aber dem Roten Kreuz, viel Elend zu lindern und sich den unauslöschlichen Dank der unzähligen Geheilten zu erwerben.



Aus der goldenen Zeit



Goldene Träume, meinen Sie? Doch nicht ganz. Von einer so schönen Zeit bleibt immer etwas übrig, und die Aussteuer, wenn sie von Schwob ist, bleibt noch lange schön und macht noch lange Jahre Freude...

Junge Bräute, besonders in den jetzigen Zeiten müssen Sie schauen, für Ihr Geld nur das Allerbeste zu erhalten. Bevor Sie eine Aussteuer kaufen, ist es Ihre Pflicht sich selbst gegenüber, SCHWOB-Qualitäten zum Vergleich heranzuziehen. Verlangen Sie unverbindlich bemusterte Offerte, ehe Sie sich entscheiden.

Ausfüllen — Ausschneiden — Einsenden

Ich bitte Sie um kostenlose und unverbindliche Zustellung Ihrer Muster in Bett-, Tisch-, Küchenwäsche, Toilettentüchern, Leibwäsche. (Nichtgewünschtes streichen).

Name: _____

Adresse: _____

Schwob & Co
 Leinenweberei
 Hirschengraben 7
 Bern

SCHWOB



Kürzlich entdeckt: ein unbezahlbarer Schutz für Ihre Zähne

Die Pepsodent-Laboratorien haben ein neues Poliermittel für die Zähne ausgearbeitet, welches geradezu eine Umwälzung auf diesem Gebiete bedeutet. Es verleiht den Zähnen höhern Glanz, entfernt Filmflecken vollständig und garantiert Ihnen für vollkommene Unschädlichkeit.

Fortschritt vom Guten zum Bessern war immer der Wahlspruch der Pepsodent Co.

Pepsodent geht auch jetzt wieder voran durch die bemerkenswerte Entdeckung eines neuen Reinigungs- und Poliermittels, welches folgende drei ausschließlich ihm zukommende Eigenschaften besitzt:

1. **Unerreicht, was das Entfernen von gefärbtem und zerstörendem Film anbelangt.**
2. **Unendlich fein. Die Folge davon ist, daß es dem Zahnschmelz einen höhern Glanz verleiht.**
3. **Unschädlich. Dies ist das Wichtigste von allem. Unschädlich deshalb, weil es weich ist — ja zweimal so weich wie die Poliermittel, welche gewöhnlich verwendet werden.**

Das neue Reinigungs- und Poliermittel in Pepsodent verändert das Aussehen der Zähne in wenigen Tagen. Es ist vollständig verschieden von allen andern solchen Mitteln, welche gegenwärtig verwendet werden.

Das Ziel, welches uns vorschwebte, war höchste Wirksamkeit in Bezug auf Filmentfernung mit absoluter Unschädlichkeit zu verbinden und dennoch das ursprüngliche Aussehen und den Geschmack von Pepsodent beizubehalten. Dies klingt paradox! Eine scheinbar hoffnungslose Aufgabe, welche sich jeder Fabrikant von Zahnpasten in den letzten 10 Jahren gestellt hat. Pepsodent hat sie gelöst!

Die Entfernung des Films ist die Hauptaufgabe von Pepsodent. Pepsodent erreicht dies besser, als es bisher irgendeine andere Zahnpasta getan hat. Film ist der schlüpfrige Belag auf den Zähnen. Er nimmt die Bakterien auf, welche Zahnverfall verursachen — absorbiert Flecken und macht die Zähne unansehnlich. Filmentfernung ist wichtig für Schönheit und Gesundheit.

Kaufen Sie eine Tube Pepsodent. Es ist die hervorragende wissenschaftliche Zahnpasta von heute. 5007

Gebrauchen Sie Pepsodent zweimal täglich. — Suchen Sie Ihren Zahnarzt zweimal jährlich auf.